

Leseprobe aus:
Rocko Schamoni
Große Freiheit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© hanseblau im Carl Hanser Verlag München 2019

HANSER

hanserblau

ROCKO
SCHAMONI

GROSSE
FREIHEIT

Roman

hanserblau

Dieses Werk ist zum Teil fiktiv, zum Teil basiert es auf wahren Begebenheiten. Handlung, Dialoge sind jedoch zum Großteil frei erfunden. Ähnlichkeiten der beschriebenen Figuren, einschließlich ihrer Vorgehens- und Verhaltensweisen, mit historischen oder lebenden Personen sind rein zufällig.

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26256-0

© 2019 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: Neon Smoking Lips/Leuchtreklame

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

FÜR WOLLI UND LINDA

DANK Joska Pintschovius und Iris Schoof, Günter Zint und Eva Decker, Ulf Krüger, Gerd Kroske, Peggy Parnass, Chinesen-Babs, Ikke Braun, Jan-Frederik Bandel, Lars Mahnke, Hans Hellner, Carsten Hellberg, Dorle und Lenja Bahlburg – ohne euch hätte ich dieses Buch nicht schreiben können.

HUBERT FICHTE *Können Sie mir sagen, wie Ihre Revolution aussehen soll?*

JEAN GENET *Nein. Denn wenn ich ehrlich bin, liegt mir gar nichts daran, daß eine Revolution stattfindet. Die aktuelle Situation, die augenblicklichen Regime erlauben mir die Revolte. Die Revolution würde mir wahrscheinlich keine individuelle Revolte gestatten. Ich kann dagegen sein. Wenn eine wirkliche Revolution stattfände, könnte ich nicht dagegen sein. Ich würde ein Anhänger dieser Revolution werden. Ein Mann wie ich ist kein Anhänger von irgendwas. Ich bin ein Mann der Revolte. Mein Standpunkt ist sehr egoistisch. Ich möchte, daß die Welt sich nicht verändert, damit ich mir erlauben kann, gegen die Welt zu sein.*

HANDELNDE

Wolfgang »Wolli« Köhler – *Junge aus Waldheim*

Duke – *Kleindealer*

Gunda – *Studentin*

Martina – *Studentin*

Onkel – *Hehler und Kleinkrimineller*

Fiesel – *Obdachloser*

Manfred Weissleder – *Gastronom*

Karl Müller – *Geschäftsführer von Weissleder*

Lianne – *Karls Frau*

Mauli – *Hure und Wollis Geliebte*

Cartacala – *Transvestit*

Chinesen-Babs – *Barbetreiberin*

Hoddel Fascher – *Veranstalter*

Schweine-Hans – *Schläger*

Ochsen-Harry – *Spieler*

Ikke Braun, Astrid Kirchherr, Jürgen Vollmer,

Klaus Voormann – *Gang um die Beatles*

Amtmann Falck – *Leiter des Hamburger Ordnungsamtes*

Hubert, der Bärtige – *Schreiber*

Cäsar – *Künstler*

Reimar Renaissancefürstchen – *Drogenspezialist*

Wilhelm Prinz von Homburg aka Norbert Grupe – *Boxer*

René Durand – *Maître de Plaisir*

Willi Bartels – *Geschäftsmann*

Im Jahre 1650 gewährt Friedrich der Dritte, König von Dänemark und neuer Herr über Altona, einer spärlich bebauten Gegend, die im Niemandsland zwischen den Städten Altona und Hamburg liegt, Religionsfreiheit. Zugleich befreit er die dortigen Einwohner vom Zunftzwang und spricht ihnen das Recht zu, vor Ort jedwede Art von Handwerk ausüben zu dürfen. Die zentrale Straße dieser Gegend erhält daher den Namen »Große Freiheit«. Um diese Straße herum siedeln sich in den kommenden Jahrzehnten immer mehr Menschen an, die in der ansonsten streng protestantischen Stadt Hamburg keine Heimat finden: Angehörige verschiedenster Religionen wie Katholiken, Mennoniten, Calvinisten, Wiedertäufer, Herrnhuter und viele andere teilen sich dieses Areal mit Handwerkern, die frei und nicht nach den Regeln der Zünfte arbeiten wollen. Auch die Betriebe, die aufgrund ihrer Lautstärke oder Geruchsentwicklung außerhalb der Stadtmauern bleiben müssen, finden hier ihre Heimat: Werften, Ölmühlen, Gerbereien, Tranbrennereien, Reepschläger und Seilmacherbetriebe; sogar ein Pesthof, in dem Seuchenranke und Irre untergebracht sind, wird hier errichtet. Vom regen Treiben dieser nicht bürgerlichen Berufe angezogen, siedeln sich ab dem 18. Jahrhundert immer mehr Schankstuben, Tanzlokale, Speisewirtschaften und Spelunken an. Durch die Ströme der fahrenden Handwerker, der Matrosen und der Schausteller prosperiert die Prostitution.

Zu dieser Zeit wird St. Pauli »Hamburger Berg« genannt, weil es auf den Hügeln vor den Toren der Stadt liegt (Einheimische sagen daher »auf St. Pauli«, nicht »in«). Anfang des 17. Jahrhunderts werden die Hügel abgetragen, um von den Festungswällen ein freies Schussfeld (»Glacis«) zur Abwehr von Angriffen zu haben. Die 1682 erbaute und später zerstörte katholische St.-Pauli-Kirche auf dem Pinnasberg gibt 1833 dem Quartier seinen Namen.

Ende des 19. Jahrhunderts wird Altona, die dänische Stadt, die ihren Namen trägt, weil sie den Hamburgern »All zu nah« erscheint, zur Heimat von über 4000 französischen Emigranten, die vor der französischen Revolution flüchten mussten. Viele von ihnen landen aufgrund ihres katholischen Glaubens in der Großen Freiheit.

In der Großen Freiheit Nummer 11 gibt es ab 1750 ein »königliches Lottohaus«, also den ersten Spielsalon des schnell wachsenden Stadtteils. In jener Nummer 11 eröffnet ein chinesischer Emigrant 1929 das »Varieté Neuchina«, es ist die große Zeit der Ballsäle, und das Publikum strömt in Massen in das exotische Varieté.

Am 13. Mai 1944 wird der gesamten kleinen »Chinatown« in St. Pauli durch die Gestapo ein blutiges Ende gesetzt.

1950 wird in der Nummer 11 das »Klein-Paris« eröffnet, das mit Striptease-Shows eine neue Freizügigkeit auf St. Pauli einführt. In Freierkreisen gilt der Laden als »Bar mit Fickmöglichkeit«.

Im Vorderhaus gibt es über dem Klein-Paris zwei Stockwerke, die ab 1966 von Wolfgang »Wolli« Köhler, dem außergewöhnlichsten Puffboss in der Geschichte St. Paulis, bewohnt wurden. Dies ist seine Geschichte.

1950 haut Wolfgang Köhler von zu Hause ab. Morgens um fünf hat er seine Sachen gepackt, ist über die Hauptstraße vor dem Haus gelaufen und hat den Bus nach Chemnitz genommen. Ist vorbeigefahren an Vaters Schlossereibetrieb, nie wieder in diese verdammte graue Garage. Das nervige Geschrei vom Alten, der Kommissstön der Gesellen – los, Wolli, hol ma Bier für die Belegschaft, Wolli, wisch das Schmieröl weg, Wolli, Werkstatt fegen, der Kleinste macht den Dreck weg. Schon lange denkt er über diesen Ausbruch nach.

Vorbei an dem Gefängnis, dem riesigen Knast im Herzen Waldheims, dem größten Zuchthaus Sachsens. Da wo andere Städte das Rathaus und den Marktplatz haben, da hat Waldheim den Knast. So, als ob man sein Leben lang darauf hinarbeiten würde, endlich in den Kern der Stadt vorzudringen, in dem man dann für immer bleiben müsse. Aus dieser Stadt kommst du nicht lebend raus, es sei denn, du machst dich rechtzeitig aus dem Staub.

Als das Stadtschild im letzten Dunkel der Nacht hinter ihm zurückbleibt, wird er ruhiger, bald schon geht die Sonne auf.

Wolli schlägt sich durch. Schläft in Chemnitz in einer alten Schrebergartenhütte. Er teilt Zeitungen aus. Kellnert ein paar Tage in einem Café. Bei den Eltern meldet er sich nicht, er will es allein schaffen. Im Erzgebirge schuftet er unter Tage im Wismut-Bergbau der Sowjets. Sie bauen dort Uran ab, die Rohstoffbasis für die sowjetische Atomindustrie. Wolli weiß nicht, was Uran ist, es interessiert ihn auch nicht sonderlich. Da er unter Tage nur die bereits abgebauten Hohlräume mit taubem Gestein verfüllen darf, kommt er nicht in Kontakt

mit dem Wunderzeugs, das die Kumpels Pechblende nennen. Großartiges Wort, klingt wie ein Schutz aus Pech. Vor was bloß? Die Dunkelheit unter Tage, die harte und trostlose Arbeit schlagen Wolli schnell aufs Gemüt. Eines Tages packt er sein Bündel zusammen und flüchtet erneut.

Es verschlägt ihn nach Berlin. Mit achtzehn Jahren arbeitet er ein paar Monate beim Secret Service, transportiert Informationen zwischen den Kontrahenten der unterschiedlichen Nationen, ist eigentlich ein besserer Laufbursche, bezeichnet sich selbst aber lieber als »Agent«. Er ist gut im »Dinge organisieren«. Wenn es was zu besorgen gilt – Alkohol, Zigaretten, Schokolade, auch Huren –, fragen ihn die Engländer. Da er stets zuverlässig liefert, hat er schnell einen guten Ruf. Und Pillen besorgt er, welche, die wach, andere, die wieder müde machen. Selber nimmt er sie auch gerne. Am besten geht Pervitin. Das bekommt er leicht. Das gibt es zwar auch in der Apotheke, aber nur auf Rezept. Die Engländer stehen drauf, es ist die »Blitzkrieg-Droge«, dank ihr war die deutsche Wehrmacht in den ersten drei Kriegsjahren so überlegen in ihrem Sturm über Europa. Als das Pervitin ab 1942 nicht mehr an die Front kam, brach die Kraft der Truppen ein. Ein ganzes Heer auf Drogen, auf Speed. Ausgerechnet die Deutschen, dieses angebliche Naturvolk, stark und hart und rein. Nichts als ein Witz.

Wolli versteht sich gut mit den Engländern, sie sind nett zu ihm, sie sehen lässig aus, hören gute Musik und trinken die besten Getränke. Bei ihnen probiert er das erste Mal schottischen Whisky, der gefällt ihm ausnehmend gut. Eines Tages wird er beim »Organisieren« erwischt und muss schnellstmöglich den britischen Sektor verlassen.

Er wechselt in die Ostzone, in die noch junge DDR. Als man ihm einen Job bei der Volkspolizei anbietet, lässt er sich

zögernd darauf ein. Mit seinen Eltern hat er ab und zu telefonischen Kontakt, und als er der Mutter von dieser Möglichkeit berichtet, ist sie stolz auf ihn, es gefällt ihr noch besser als die Schlosserei, auch der Vater lobt den Jungen. Einen Polizisten hat es in der Familie noch nicht gegeben.

Lang aber geht das nicht gut. Bei der Polizei ist es wie in der Schlosserei: Druck, Zucht, Ordnung, Unterdrückung, Gehorsam, Hierarchien. Er ist wieder das letzte Glied der Kette. Der Unterste. Der Laufbursche. Derjenige, der stets für die langweiligsten Aufgaben abgestellt wird. Vor allem unerträglich öde Büroarbeit. Bald beginnt er, sich aufzulehnen und die Arbeitsaufträge infrage zu stellen. Er weigert sich, die Kopie einer Kopie abzutippen, nur, damit er etwas zu tun hat. Er gerät mit seinen Vorgesetzten aneinander, sie brummen ihm Strafen auf und drohen damit, ihn einzusperren, wenn er die Befehle nicht ausführt.

Eines Nachts nach Dienstschluss setzt sich Wollli in den Westen ab. Er fährt mit dem Zug Richtung Ruhrpott in der Hoffnung, als Kumpel Arbeit zu finden. Immer noch besser als der scheußliche Polizeidienst.

Bald findet er einen Job im Kohlebergbau, in Marl in der Zeche Auguste Victoria. Marl ist eine mittelgroße Stadt in der Nähe von Recklinghausen, sie hat nicht viel mehr zu bieten als den Bergbau und die chemischen Werke der Hüls GmbH. Kultur, Unterhaltung, geschweige denn Nachtleben sucht man hier vergebens.

Wollli bewohnt eine kleine Wohnung in einer Werkssiedlung. Ab und an ein Feierabendbier mit den Kollegen ist sein einziges Vergnügen. Die Zeit vergeht eintönig, Wochen, Monate, schließlich Jahre, und Wollli fragt sich, warum er diese Arbeit macht, dort unten in der heißen, stickigen Dunkelheit, warum er an diesem langweiligen Ort im Nichts lebt, mit ei-

nem Job, der ihm die Kraft raubt, die Kraft für alles, was ein Leben zum Leben macht.

Wolli schreibt sich mit seiner Mutter Briefe. Sie bietet ihm an, nach Waldheim zurückzukehren, er müsse ja nicht unbedingt in der Schlosserei bei Vater arbeiten. Aber er kann und will nicht. Zumindest nicht, solange er nicht einen wirklichen Schritt weitergekommen ist. Er spürt ganz deutlich: Er muss mehr einsetzen, mehr wagen.

In einem Chemiewerk füllt Wolli Farben ab. Doch seine Hoffnung auf Erfüllung, vielleicht auch auf eine Form von Aufstieg vergeht schnell. Er ist nicht qualifiziert genug für die »höheren Dienste«.

Mit der Damenwelt versteht sich Wolli gut, er hat wechselnde Freundinnen, mit denen er zwar meist nicht länger als ein paar Monate zusammen ist, aber er ist ein hingebungs-voller, ja versierter Liebhaber, und die Mädchen geben sich ihm gerne hin. Es ist der einzige Bereich, in dem er sich als von Natur aus talentiert empfindet, es wäre doch ein Traum, damit sein Auskommen zu verdienen, nur wie?

Nach einigen Jahren verlässt Wolli das Chemiewerk und schlägt sich mit Jobs durch, arbeitet als Tankwart, in einer Kfz-Werkstatt und als Hundeführer. Allmählich geht er in Marl regelrecht ein. Wie ihm alles fehlt, Luft, Licht, Musik, Kunst, kurzum: die Freiheit.

Im Frühjahr 1960 schließt sich Wolli einem Wanderzirkus an, als Requisiteur und Junge für alles. Der Zirkus bleibt nirgendwo länger als ein paar Wochen. Diese Ziellosigkeit gefällt ihm, rumkommen und etwas vom Land sehen, Abenteuer erleben und sich frei fühlen. Da er beherzt zupacken kann und sich nicht zu schade ist gerade auch für die härteren und unbeliebteren Jobs im Tross, genießt er schnell das Vertrauen der Schausteller. Nach Wolfsburg und Celle gastiert man in

Lüneburg, baut das Zelt im Mai auf einer Wiese vor der Stadt auf. Wolli kümmert sich um die Fütterung der Tiere. Sie transportieren drei Lamas, fünf Ponys, ein paar Schlangen und zwei kleine Braunbären, die den tristen Käfigalltag phlegmatisch über sich ergehen lassen. Nur wenn Wolli ihnen am Nachmittag das Fleisch vorwirft, das er in den städtischen Schlachtereien abgestaubt hat, erwachen sie für einen Moment zum Leben. Wolli schläft in einem der Anhänger, in denen das Manegengestühl transportiert wird. Ein alter Holzwagen mit nur einem kleinen Fenster am Heck, in den Wolli seine Matratze legt, rundherum verteilt er seine Bücher.

Nachts, wenn es nichts mehr zu tun gibt, wenn er einsam ist, dann liest er. Camus und Kazantzakis, Jean Genet, der schreibt vornehmlich über Verbrecher, Huren, Zuhälter, Schwule, lauter so Gesindel, Marquis de Sade und *Das kommunistische Manifest*. Das hat er schon dreimal gelesen. *Das Kapital* ist ihm zu kompliziert, aber der Kommunismus erscheint ihm grundsätzlich attraktiv. Alle könnten gleich sein. Werden eines Tages gleich sein. Spätestens im Jahr 2000. In den Zeitungen, die er sich morgens aus den Vorgärten fischt, liest er über die Pariser Existenzialisten. Satre ist überzeugter Kommunist. Seine Geliebte Simone de Beauvoir auch. Angeblich praktizieren sie freie Liebe. Sie imponieren Wolli, weil sie sich für die einfachen Leute einsetzen, für die Entrechteten, die Schwachen, die Randfiguren, die Flüchtlinge, auch die Verbrecher.

Am Nachmittag geht Wolli durch die Stadt mit einem Esel, der ein Schild umgehängt hat: »Helfen Sie unserem Zirkus, die Tiere hungern!« Wolli schämt sich, er mag nicht betteln. Deshalb zieht er sich bei solchen Arbeiten immer besonders gut an. Er bevorzugt einen engen roten Lederblouson, darunter ein schwarzes Hemd mit kleinen gelben Lilien drauf,

das er weit aufgeknöpft hat, und ein rotes Tuch um den Hals, die Haare zu einer verwegenen Tolle gekämmt. Dazu trägt er Jeans und spitze, glänzende schwarze Schuhe, alles beste Ware. Die Klamotten hat er sich »besorgt«, auf den Reisen. Und immer eine Kippe im Mund, meistens Reval, manchmal aber auch Roth-Händle. Die Mädchen in der Stadt schauen ihn an, schüchtern, aber er registriert ihre Blicke. Er sieht verdammt gut aus, auch ein wenig gefährlich, wild, fast wie ein echter Star. Wenn Wollli genug Kohle in der Dose hat, kauft er sich erst mal einen Drink. Irgendwas Verwegenes, häufig kreiert er auch eigene Mischungen. Eine Cola mit Persico und dazu ´nen Schuss Genever. Die junge hübsche Bedienung in der Eisdiele mischt ihm den Drink und lächelt ihn verlegen an. Er bietet ihr auch einen an, aber sie lehnt ab.

Im Zirkus gibt's kaum schöne Frauen. Wollli findet die alle nett, doch sie gefallen ihm nicht. Er steht auf Frauen, die ein bisschen was hermachen, die gut angezogen sind und eine schöne Frisur haben. So wie die Frau vom Chef. Sie hat eine tolle Figur und zieht immer scharfe Kleider an. Manchmal schaut sie ihn so komisch an, kalt und durchdringend. Er weiß nicht, ob ihm dieser Blick gefällt.

Einmal kommt sie ins Zelt, als er die Bären füttert. Wortlos geht sie auf ihn zu, umarmt und küsst ihn. Er ist total erstaunt. Sie aber fasst ihm unter das Hemd, schiebt ihre Zunge zwischen seine Lippen, dann öffnet sie seinen Hosenstall und holt sein Gemächt raus. Wollli spürt gleichzeitig Angst und Wildheit. Er schaut sich um, niemand scheint in der Nähe. Die Bären sind hungrig, sie kratzen mit den Tatzen an den Stäben und murren. Die Frau geht auf die Knie nieder und nimmt ihn in den Mund. Wollli gleitet die Forke mit dem Fleisch aus der Hand. Sein Stöhnen vermischt sich mit dem Murren der Bären. Die Frau steht auf, lehnt sich mit dem Rü-

cken zu ihm an ein paar Strohballen und zieht ihr Kleid hoch. Ihr Hintern leuchtet weiß und voll. Wolli reagiert wie ferngelenkt, er stellt sich hinter die Frau und schiebt ihr sein Ding rein. Dann nimmt er sie schnell und hart. Sie gibt keinen Ton von sich, nur einmal ganz kurz atmet sie sehr tief ein, danach gleitet sie von ihm runter und verlässt das Zelt wortlos, ohne ihn anzuschauen. Wolli sieht der Frau konsterniert nach. Er macht es sich selbst, packt sein Ding ein und kümmert sich um die Bären. Warum hat sie ihn gewählt? Und wird sie es wieder wollen? Er ärgert sich darüber, wie sie ihn behandelt hat. Wie kann sie ihn einfach stehen lassen? So benutzt.

Erst zwei Tage später sieht er die Frau wieder. Sie sitzt vor ihrem Wagen, zusammen mit dem Zirkuschef, und trinkt Kaffee.

»Hey, Kleiner, spring mal los und hol mir zwei Packungen Reval, ja, Schätzchen?«

Ihr Mann hebt den Blick von seiner Zeitung und mustert Wolli abschätzig.

»Dann bring mir doch auch gleich welche mit, ja?«

Alles in Wolli sträubt sich.

»Wie heißt du eigentlich, Junge?«, fragt der Direx. Was für eine Heuchelei. Sie hingegen mustert ihn mit ihrem unergründlichen kalten Blick. Dann verlagert sie kaum merklich ihre Position und spreizt ganz leicht die Schenkel. Dem Chef fällt das nicht einmal auf. Im Gesicht seiner Frau liegt ein Lächeln, minimal und spöttisch.

»Hier hast du Geld, Kleiner.«

Sie wirft ihm einen Zehn-Mark-Schein zu, der trudelt zu Boden. Als Wolli sich bückt, sieht er für eine Millisekunde, dass sie keinen Schlüpfer trägt. Er blickt ihren Mann an. Ist das ein Spiel zwischen den beiden? Ohne ein Wort zu sagen,

macht sich Wollli auf den Weg zum Zigarettenladen. Innerlich verflucht er die Frau, er mag es nicht, wenn man mit ihm spielt.

Abends nach der Vorstellung zieht er mit ein paar jungen Männern vom Zirkus durch die Stadt. Sie lassen sich treiben und betrinken sich. Man hat Achtung vor ihnen, sie sind lässiger als die anderen jungen Männer hier, schneidiger angezogen, Männer von der Straße.

Vor einem Puff in einer Seitenstraße bleiben sie stehen und schließen Wetten ab, ob sich einer von ihnen reintraut. Wollli war noch nie im Puff. Er betritt mit einem Freund den Laden, stellt sich an die kleine Bar und bestellt Bier. Der Raum ist ziemlich leer, an den Tischen sitzen ein paar Männer und Frauen, scheinbar in Anbahnungsgesprächen. Eine etwas ältere Frau steuert auf Wollli zu, sie muss schon deutlich über dreißig sein, sie mustert ihn.

»Na, mein Freund, was ist, gibst du mir 'nen Drink aus?«

Wollli bestellt ihr einen Sekt, und sie unterhalten sich. Was er so macht, wo er herkommt, wo er hinwill und so weiter. Ihre spröde, etwas abgebrühte Art gefällt ihm. Sie hat ein hartes, aber irgendwie schönes Gesicht und eine sehr weibliche Figur. Wollli stürzt nervös gleich mehrere Biere. Sie hat bald genug vom Reden.

»Und, kommst du mit mir, oder wollen wir hier weiter unsere Zeit verplempern?«

Ist das herablassend gemeint? Normalerweise muss man lange reden, um eine Frau rumzubekommen, mindestens drei Stunden, ist Wollis Erfahrungswert, drei Stunden irgendwas Sinnloses labern und trinken, dann glauben sie einen zu kennen, und man kann sie ins Bett kriegen. Frauen brauchen immer so Rituale, dabei kommt's am Ende doch

auf das Gleiche raus. Warum also nicht direkt zur Sache kommen?

»Was kost'n das bei dir?«

»Fünfundzwanzig Mark, mein Schatz. Für fünfzig Mark hörst du die Engelchen singen, das versprech ich dir.«

Auf einmal ist sie wieder freundlicher zu ihm. Wollli hat noch hundert Mark in der Tasche, seinen gesamten Wochenlohn. Er nickt ihr zu. Sein Freund lächelt ihn neidisch an. Wollli folgt der Frau, den Flur entlang, dann eine Treppe hoch. Ihr Hintern in dem Lederrock scheint genau vor seinen Augen zu schweben, hin und her und hin und her, Wollli wird ganz benommen von dem Bild und dem Gesteige, hin und her und hin und her, er möchte diesen Hintern sofort berühren. Im dritten Stock öffnet sie eine Zimmertür. Das Zimmer ist winzig klein, rote Wände, die von elektrischen Kerzen schummerig beleuchtet werden, ein Waschbecken, ein kleiner Tisch mit Standspiegel und ein großes Bett, das mit einem roten Seidenlaken bespannt ist. Am Kopfende liegen ein paar Stofftiere. Wollli ist aufgeregt.

»So, bitte leg ab und dann erst mal waschen, die Körpermitte, wenn du verstehst, was ich meine, mein Freund.«

Ihr Ton hat etwas Bürokratisches, als ob sie in einer Behörde arbeitet. Sie deutet auf das Waschbecken. Wollli lässt seine Hosen runter und wäscht sich das Gemächt. Er schämt sich wie ein Schuljunge. Als er sich umdreht, ist die Frau immer noch angezogen.

»Möchtest du denn gerne was sehen?«

»Ja klar, wenn's geht.«

»Gut, dann müsstest du aber noch 'n bisschen was rauflegen.«

Ihr Ton hat so einen Behördensingsang, sie leiert es runter, so als ob sie das schon tausendmal gesagt hat.